

Rudolf Heinemann

Die Uraufführung

Eine satirische Erzählung

Weitere Informationen über den Verlag und sein Programm unter
www.buchmedia.de

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im
Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Januar 2010

© 2010 Buch&media GmbH, München

Umschlaggestaltung: Kay Fretwurst, Freienbrink

Herstellung: Books on Demand GmbH, Norderstedt

Printed in Germany · ISBN 978-3-86520-362-5

Kulturticker

28. MAI, 08:50

Laut Angaben der Polizei plant eine extremistische Künstlergruppe einen Anschlag auf die bevorstehende Uraufführung im Stadtpark. Erklärtes Ziel sei, die Veranstaltung zu verhindern oder mindestens zu stören und zu unterbrechen, so die Polizei weiter.

Die Extremisten hatten im Internet erklärt: »Wir protestieren gegen die monopolistische Vormachtstellung des Komponisten dieses Werks. Mit kapitalistischer

Brachialgewalt dominiert er den Musikbetrieb und macht zahllose andere Komponisten brotlos.«

Die Musikreferentin beim Kulturdezernenten der Stadt bestätigte, dass eine Extremistengruppe, die sich »23. Juni« nennt, den Komponisten seit Jahren bedrohe. Sie ergänzte: »Im Übrigen hat der Komponist keine Vormachtstellung und erst recht keine monopolistische. Aber er hat natürlich Neider – wie viele herausragende Künstler.«

Anton Schriller lebte jetzt allein. Das Singledasein sagte ihm zu, er hatte es mit Bedacht gewählt, nachdem seine Ehe ein Reinform gewesen war. Nur die Scheidung brachte die ersehnte Befreiung. Eine feste Bindung – gleichgültig ob Gemahlin oder Geliebte – kam für ihn nach dieser Ehe nicht mehr in Frage.

Er hatte seine Frau auf der Universität kennengelernt. Bald nach Abschluss ihres Studiums hatten sie geheiratet. Es war keine ekstatische Liebe, aber Liebe war es schon, zwar ein wenig brav und bieder, aber dafür innig. Er war Betriebswirt und fand eine Anstellung bei einem großen, global agierenden Unternehmen. Sie war Lehrerin und konnte eine Stelle am örtlichen Gymnasium antreten. Kurz nach der Heirat begann sie, ihren Wunsch nach einem Kind zu äußern – wortreich und immer wieder. Bis dahin hatte sie dieses Thema nur selten angeschnitten, wohl weislich, denn sie spürte deutlich, dass er auf diesem Ohr ziemlich taub war. Allerdings hatte sie gehofft, nein, sie war zuversichtlich, dass er, nachdem er Ehemann geworden war, seine Vorbehalte abbauen würde. Er würde sich gewiss nie nach Kindern sehnen, aber vielleicht doch Nachwuchs für wünschenswert halten.

Da hatte sie sich leider gründlich getäuscht. Denn eine Vaterchaft konnte er sich überhaupt nicht vorstellen. Bei kleinen Kindern dachte er immer an Geschrei und Gestank – und an den bösen Ausspruch des amerikanischen Komikers W. C. Fields: »Ein Mann, der Whisky liebt und kleine Kinder hasst, kann nicht sehr schlecht sein.«

Ihre bis dahin harmonische und streitfreie Beziehung wurde durch das Kinderthema ständig belastet. Wenn seine Frau es anschnitt, musste er sich jedes Mal sehr anstrengen, um keinen Wutanfall zu bekommen. Eines Tages beschloss er, dieser Pein

auf zivilisierte Weise ein Ende zu bereiten, und zwar ein für alle Mal. Er lud seine Frau zu einem erstklassigen Abendessen in ein gutes Restaurant ein. Nach dem Hauptgang, als beider gute Stimmung stieg, erklärte er ihr mit großer Bestimmtheit, aber ohne die Stimme zu heben, dass er nicht nur keine Kinder wünsche, sondern auch nie wieder mit ihr darüber zu sprechen gezwungen werden wolle. Punkt. Aus. Schluss.

Da sie ihn noch nie so entschlossen erlebt hatte und sich einem teutonischen Ehekrach – noch – nicht gewachsen fühlte, tat sie so, als ob sie seinen Standpunkt und Wunsch akzeptierte. In Wahrheit war sie tief getroffen und zweifelte an seiner Liebe. War er so egoistisch geworden? Wie konnte er in dieser für sie so wichtigen Frage so herz- und rücksichtslos sein? Nein, sie verstand ihn nicht, sie wollte ihn auch gar nicht verstehen. Eine tiefe Enttäuschung erschütterte sie. Es war der erste Riss in ihrer noch jungen Ehe – es sollte nicht der letzte sein.

Nach dieser Niederlage – so jedenfalls empfand sie das Ergebnis des Abendessens – brauchte sie eine Neuorientierung außerhalb ihrer Ehe. Natürlich dachte sie nicht an einen Liebhaber, denn solch ein Gedanke lag weit jenseits ihres Horizonts, der durch Erziehung und Elternhaus von streng bürgerlichen Normen begrenzt war. Aber in ihrem beruflichen Umfeld an der Schule wollte sie Themen und Menschen suchen, die ihr halfen, den erzwungenen Verzicht auf Kinder zu kompensieren. Sie fand sie in einer Frauengruppe, zu der sich einige Kolleginnen ihrer Schule zusammengefunden hatten. Diese Lehrerinnen befassten sich schon länger mit feministischem Gedankengut. Sie brauchten nicht viel Mühe aufzuwenden, Anton Schrillers Gemahlin für diese Ideen zu gewinnen. Dafür war sie reif – nach dem Debakel in der Kinderfrage.

Die Gleichberechtigung von Frau und Mann war hier natürlich das Thema Nr. 1. Die Pädagoginnen begnügten sich allerdings nicht mit den Fragen, die in jeder Tageszeitung ständig zu diesem Thema abgehandelt werden. Eine Kollegin, die ihren Urlaub in nördlichen Breiten verbracht hatte, berichtete von einem skandinavischen Land, in dem nicht nur die Mütter, sondern auch die

Väter so lange Kindergeld beziehen können, bis das Kind 21 Jahre alt ist. Wenn also ein Mann mit 60 ein Kind zeugt, kann er bis zu seinem 81. Lebensjahr Kindergeld bekommen. Die Pädagoginnen schlossen sich der Meinung skandinavischer Frauenrechtler an, die diese Regelung abschaffen wollten, weil sie der Gleichberechtigung widerspricht. Welche Frau kann noch mit 60 Kinder bekommen?

Als Anton Schriller diese Geschichte von seiner Ehefrau hörte, meinte er säuerlich: »Das hat wohl eher mit Neid zu tun.« Ohnehin war er der Meinung, dass es heute keine guten Gründe mehr für einen kämpferischen Feminismus gebe. In seinen Augen war die Gleichberechtigung durchgesetzt, jedenfalls in den entwickelten Ländern. Lediglich an einigen wenigen Stellen bedürfe es der Nachbesserung. Er sprach von »Feinschliff«.

Darin sah seine Frau eine typische Form männlicher Borniertheit, was sie auch deutlich sagte. So schaukelte sich die Diskussion hoch, und eine gereizte Stimmung breitete sich aus. Er brachte das Fass zum Überlaufen, indem er einen moslemischen Geistlichen zitierte: »Wenn Gott gewollte hätte, dass alle Menschen gleich sind, hätte er nicht zwei Geschlechter geschaffen.« Jetzt warf sie ihm nicht nur giftige, sondern beinahe hasserfüllte Blicke zu, und zum Schluss waren sie sich einig, dass das heutige Fernsehprogramm interessanter sei als dieser zu nichts nutze, überflüssige Schlagabtausch.

Die »Weiber«, wie Anton Schriller die schulische Frauengruppe nannte, und das feministische Gedankengut brachten ihrer Ehe einen weiteren Riss bei. Zusätzliche Heimsuchungen, die diese Ehe zerrütten sollten, folgten im Lauf der Jahre Schlag auf Schlag. Da war seine Schwiegermutter, die – zunehmend kränklicher – immer fordernder wurde, ungebeten in sein Privatleben eindrang, wie ein Wasserfall redete, ohne Punkt und Komma und auch ohne Sinn und Verstand, ständig jammernd über den Tod ihres Mannes und über die mangelnde Zuwendung des Schwiegersohns, der ihr ja offensichtlich sogar Enkel vorenthalten wollte.

Dazu kam die Idee seiner Frau, die Ehe durch gemeinsames

Tennisspiel zu kicken. Aber er war längst so weit, dass ihm Tätigkeiten und Unternehmungen zusammen mit seiner Frau nicht mehr viel bedeuteten. Er wäre sogar am liebsten allein in Urlaub gefahren; aber das traute er sich dann doch nicht. Ihm fehlte der Mut. Darüber ärgerte er sich. Und jetzt auch noch Tennis! Kaum etwas interessierte ihn weniger als Sport. Seine Frau wusste das genau, dennoch bedrängte sie ihn, Mitglied in einem angesehenen Tennisklub zu werden. Natürlich waren einige der »Weiber« schon in diesem Klub, und er wäre nur durch deren Fürsprache überhaupt aufgenommen worden, wenn er bloß zugestimmt hätte. Aber nein: verbohrt und egomanisch, wie er nun einmal war, so sagten die »Weiber«, sei er nicht bereit, seiner Frau auch nur den kleinsten Gefallen zu tun.

Und da war vor allem die Musik. Seit seiner Jugend begeisterte er sich für die klassische Musik, für die großen Werke der großen Meister. Als Gymnasiast hatte er daran gedacht, Klavierspielen zu lernen. Aber die beengten Verhältnisse in der Mietwohnung seiner Eltern standen dem entgegen. Auch ein wesentlich kleineres Instrument kam nicht in Betracht, weil seine Eltern die anderen Leute in dem Vielparteienhaus nicht durch diesen »Lärm«, wie sie es nannten, gegen sich aufbringen wollten.

Es schmerzte ihn sehr, dass er sich nicht wirklich intensiv, nämlich selber musizierend, mit Musik befassen konnte. Er sehnte sich danach, an der nicht in Worte zu fassenden Größe klassischer Werke teilzuhaben – als mitwirkender, nachschaffender Interpret, der sich in das Kunstwerk einbringen konnte.

Er war ergriffen von der Tatsache, dass die großen Komponisten der Vergangenheit im Bewusstsein aller zivilisierten Menschen lebendig waren, obwohl sie sich eines zeitgebundenen und damit höchst vergänglichen Mediums bedienen. Seine Liebe zur Musik war zweckfrei. Es war das interesselose Wohlgefallen, von dem er später an der Universität in einer Vorlesung über Kant hörte.

Später träumte er von einem Musikstudium, aber wegen der familiären und wirtschaftlichen Verhältnisse musste es ein Traum bleiben. Dieser schmerzhafteste Verzicht blieb als Stachel in seinem Unbewussten.

Schon als Gymnasiast und später als Student ging er in die städtischen Sinfoniekonzerte und sammelte erst Platten, dann CDs. Daher war es selbstverständlich, dass später im ehelichen Wohnzimmer eine ordentliche Anlage stand. Es machte ihm Freude, am Wochenende eine Sinfonie oder ein Instrumentalkonzert von Mozart, Beethoven, Schumann oder Brahms aufzulegen und mit geschlossenen Augen diese Meisterwerke in sich aufzunehmen. Natürlich ging es dabei nicht sehr leise zu, und wenn es gar zu Bruckner und Mahler kam, begann das eine oder andere Bild an der Wand zu vibrieren.

Oft hatte seine Frau ihn um Rücksicht und um Drosselung der Lautstärke gebeten. Widerwillig tat er ihr anfänglich den Gefallen. Später wehrte er sich dagegen, weil, wie er seiner Frau erklärte, große Musik einer bestimmten Wucht bedürfe. Die Verbitterung seiner Frau wuchs mit der Länge des Musikwerks. Schließlich richtete sie es so ein, dass sie – wann immer er eine seiner Klassiksitzungen zelebrierte – nicht zu Hause war.

Vor der Heirat hatte seine Frau ihn in die Konzerte begleitet, aber nur ihm zuliebe. Sie selbst langweilte sich bei dieser Musik, die für sie eine Angelegenheit alter Leute und des bürgerlichen Establishments war. Im Grunde brauchte sie überhaupt keine Musik. Nur wenn sie im Radio zufällig Rock'n'Roll hörte, gab es in ihrem Gemüt eine kleine Regung, aber sie wäre niemals auf die Idee gekommen, in ein Rockkonzert zu gehen.

Nach der Heirat ging Anton Schriller immer allein in die Konzerte, denn seine Frau hatte ihm inzwischen reinen Wein bezüglich ihrer Abneigung eingeschenkt.

Plötzlich interessierte sie sich für seine berufliche Tätigkeit, die dem gemeinsamen Haushalt immerhin ein zweites Monatsgehalt einbrachte. Bis dahin war seine tägliche Arbeit in der Firma ihrer Aufmerksamkeit scheinbar nicht würdig. Dazu hatte er selbst am meisten beigetragen, indem er ihre Fragen nach seiner Arbeit von Anfang an mürrisch und lustlos beantwortet hatte. Kein Wunder, dass sie im Lauf der Zeit keine Fragen mehr stellte. Aber jetzt, wo sich ihre Ehe dem Scheitern näherte, fragte sie ihn betont freundlich: »Wie war's heute in der Firma? Hattest du

Erfolg? Hat deine Sekretärin dir den Kaffee heiß, süß und pünktlich – so, wie du es liebst – auf den Schreibtisch gestellt?»

Diese betuliche und geheuchelte Anteilnahme brachte ihn zur Weißglut. Krampfhaft versuchte seine Frau zu retten, was nicht mehr zu retten war. Natürlich litt sie. Er wusste es sehr wohl. Aber er litt ebenso.

Von Sex war keine Rede mehr. Beiden war die körperliche Berührung des anderen unangenehm geworden. Manchmal fragte er sich, ob ihn diese Ehe kastriert habe. Aber dass das ganz und gar nicht der Fall war, spürte er, wenn er irgendwo eine junge, attraktive Frau sah. Doch dann sagte er sich: »Das ist nichts für mich.« Denn er dachte an sein Alter, er war inzwischen 51, und dass allein schon deswegen eine Beziehung zu einer jungen Frau ausgeschlossen sei. »Zu allem Überfluss bin ich auch noch verheiratet. Als ob eine Frau, die bei jedem anderen die erste Geige spielen könnte, sich bei mir mit dem zweiten Pult begnügen würde.« Missmutig bedauerte er sich und sein Los. Zu Wehleidigkeit und Selbstmitleid hatte er immer geneigt. Jetzt wurde er auch noch trübsinnig.

Aber dann schlug er im Geist mit der Faust auf den Tisch und brüllte sich selber an: »Ich bin nicht am Ende! So kann es nicht weitergehen.« Genau dasselbe dachte seine Frau, aber ohne geistigen Faustschlag auf den Tisch. Sie und er, unabhängig voneinander, gestanden sich ein: »Es ist genug.« Die Dauerkrise ihrer Ehe hatte sie ausgelaugt und erschöpft. Die Zweisamkeit war zur Bürde geworden. Die Zermürbung hatte den Höhepunkt erreicht. Jetzt musste etwas geschehen. Beide waren so weit – glücklicherweise gleichzeitig.

An einem freudlosen Heiligabend, der nur dadurch verschönt wurde, dass die Schwiegermutter wegen Unwohlseins nicht hatte kommen können, kamen sie überein, die Scheidung gemeinsam, einvernehmlich, gesittet zu betreiben.

Als vernünftige Menschen suchten sie eine vernünftige Lösung – ohne Theatralik und ohne Kampfgetümmel. Der Bund, den sie fürs Leben geschlossen hatten, wurde bald und ordentlich getrennt. Er zog aus und mietete eine hübsche Wohnung – im Grünen, am Stadtrand, aber verkehrsgünstig gelegen.

Es war die Lösung. In der Firma arbeitete er wieder so wie früher, mit Schwung und Zuversicht. Seinem Vorgesetzten, der die Veränderung natürlich bemerkte, erzählte er die Wahrheit über seine Ehe und deren Beendigung. Auch das brachte Erleichterung. Er ging wieder regelmäßig in Konzerte, kaufte Neueinspielungen klassischer Werke und freute sich, die Aufnahmen allein, ungestört, in gewünschter Lautstärke und mit großer Konzentration auf das Werk anzuhören. Auch wurde er nicht mehr trübsinnig, wenn er irgendwo eine junge, attraktive Frau sah. Ganz im Gegenteil: Ihn überkam eine stürmische, rauschhafte Begierde und Lust – allerdings nicht das Verlangen nach einer Bindung. Denn eine neuerliche Ehe oder eine feste Geliebte kamen für ihn nun wirklich nicht in Frage.

»Nein, nie wieder.« Das war sein Motto geworden, das auch die schönste Frau oder aufregendste Sexbombe nicht hätte ins Wanken bringen können.

Somit war ihm das Bordell vorbestimmt.

Beim ersten Schritt in ein derartiges Etablissement und in sein künftiges Doppelleben half ihm ein Automechaniker. Seit Jahren ließ er seinen Wagen in derselben kleinen Werkstatt warten und reparieren. Zu dem Monteur, der sich um sein Auto kümmerte, hatte er im Lauf der Zeit ein kumpelhaftes, ja freundschaftliches Verhältnis entwickelt. Als er nach seiner Scheidung zum ersten Mal in der Werkstatt erschien, sagte der Mechaniker:

»Herr Schriller, Sie strahlen, als ob Sie im Lotto gewonnen hätten.«

»Habe ich auch«, antwortete Schriller, »ich bin glücklich geschieden.«

»Na prima«, gab der andere cool zurück, »und was ist mit Sex?«

»Genau das ist mein Problem«, gestand er etwas verkniffen.

»Wieso Problem: Es gibt doch genug Puffs.«

Der Monteur schickte den Auszubildenden fort, um ein Ersatzteil zu besorgen, und erklärte dann mit gesenkter Stimme, dass er zwar eine glückliche Ehe führe, aber wegen der Abwechslung gelegentlich ins Bordell gehe – natürlich ohne Wissen seiner Frau.

Er kenne da ein angenehmes, niveauvolles Etablissement in einem entfernten Vorort auf dem flachen Land. Dort bestünde kaum Gefahr, dass man zufällig einen Bekannten treffe.

»Die Preise sind nicht übertrieben und die Girls durchwegs sexy und schmusig, nicht drogenabhängig und unten rum gesund. Ich kenne die Chefin, die auch ihren Wagen von mir warten lässt. Morgen Abend gehe ich nach dem Squash wieder hin. Kommen Sie doch mit.«

Anton Schriller brachte nur einige »Öööhs« heraus und lehnte die Einladung dann freundlich ab. Die Adresse des Etablissements ließ er sich aber doch geben.

Vieldeutig meinte der Mechaniker: »Bis dann, Herr Schriller, wir sehen uns.«

Sie sahen sich nicht. Denn Anton Schriller ging erst zwei Tage später hin.

Kulturticker

2. JUNI, 10:15

Der Veranstalter der bevorstehenden Uraufführung im Stadtpark trat dem Gerücht entgegen, das mit Spannung erwartete kulturelle Großereignis sei wegen finanzieller Schwierigkeiten gefährdet. Es sei zwar richtig, dass die zur Verfügung stehenden Mittel knapp seien, aber dank der großzügigen Hilfe eines Sponsors seien die

Probleme inzwischen gelöst. Die Veranstaltung werde selbstverständlich wie geplant stattfinden. Er fügte hinzu: »Im Übrigen wird dieses Gerücht von Leuten aus der Nachbarstadt verbreitet, die sich ebenfalls um die Durchführung dieser weltweit beachteten Uraufführung beworben hatte – allerdings ohne Erfolg.«

Indem Anton Schriller seine Schwellenangst beim Betreten eines Bordells überwunden und den Einstieg in die Welt der Hetären gefunden hatte, begann sein Doppelleben. Er glaubte, damit einen Teil seiner Biederkeit abzustreifen und in den Kreis ganz anderer Mitmenschen einzutreten, die durch eine gewisse Verruchtheit aus dem braven Mittelmaß herausragen. So testete er in den Jahren nach seiner Scheidung eine ganze Reihe dieser Häuser, deren Anzeigen er in einschlägigen Boulevardblättern gesucht und gefunden hatte. In der letzten Zeit jedoch wechselte er die Etablissements nicht mehr. Da er eine bestimmte Person wiedertreffen wollte, hatte er sich auf ein Haus festgelegt.

Die Bezeichnung Bordell gefiel ihm nicht sonderlich, obwohl das Wort wegen seiner französischen Herkunft eine gewisse Eleganz hat. Und der Begriff Puff kam in seinem Vokabular nicht vor, er fand ihn vulgär. Freudenhaus gefiel ihm schon besser. Doch am schönsten fand er die Bezeichnung aus der chinesischen Poesie: Haus der Blüten.

Ihm lag viel an einer gepflegten Sprache. Er drückte sich zwar nicht intellektuell oder literarisch aus, aber klar, korrekt, niveauvoll. Daran hätte sich seine Favoritin erfreuen können, wenn sie des Deutschen mächtig gewesen wäre. Aber sie beherrschte Schrillers Muttersprache nur sehr unzureichend. Sie war Asiatin, genau gesagt: Chinesin aus Hongkong – sehr hübsch, mit langen schwarzen Haaren und unergründlichen, tief liegenden Augen, die für Anton Schriller natürlich nicht schlitz-, sondern mandelförmig waren. Sie hatte keine alberne modische Tätowierung und erst recht kein martialisches Piercing. Sie bewegte sich mit der Grazie einer Tempeltänzerin und hatte einen geschmeidigen, erotischen Gang. Für europäische Verhältnisse hatte sie

die Figur eines Teenagers, obwohl sie nach eigener Angabe 28 Jahre alt war: perfekte Beine, schmale Hüften, einen wohl proportionierten Busen und ein festes, zierliches Gesäß. Und dann ihre Haut! Elfenbeinfarben, glatt, samten, mit einigen wenigen Muttermalen an aparten Stellen.

Eins davon befand sich auf der Innenseite ihres rechten Oberschenkels. Er hatte ein Faible für diese natürliche Markierung genau an dieser Stelle. Das Mal wirkte sehr erotisch auf ihn und stimulierte seine Libido. Auch seine Exfrau hatte an dieser Stelle einen kleinen Leberfleck. Bei einem früheren Besuch in einem anderen Etablissement hatte er eine Dirne kennengelernt, die ein ähnliches Mal auf der Innenseite nicht des rechten, sondern des linken Oberschenkels hatte. Aber hier blieb die elektrisierende Wirkung aus. Er grübelte und sinnierte, aber er konnte den Grund dafür nicht herausfinden. Er gab sich mit der Erkenntnis zufrieden, dass die Erotik dunkle Geheimnisse birgt, die zum Wohl der Menschen nicht enthüllt und ans Tageslicht gezerrt werden sollten.

Alles an der Asiatin war Ebenmaß und Schönheit – jedenfalls für Anton Schriller. Er wusste, dass seine gefühlsmäßige Bindung an die Lady über eine geschäftsmäßige Bordellbeziehung weit hinausging. Aber war es Liebe? Durfte sich ein Mann wie er in eine Kurtisane aus einem »Haus der Blüten« verlieben?

Er fühlte sich in ihrer Gegenwart wohl und leicht, auch weil sie ziemlich schweigsam war, nicht mundfaul, aber auch nicht gesprächig, und vor allem nicht geschwätzig. Sie strahlte die Ruhe und die Ausgeglichenheit eines Buddhas aus. Aber was ihn am stärksten bannte, war ihr Lächeln. Bisweilen empfand er es beinahe als Bedrohung, so sehr ließ es ihn aus den Fugen geraten. Es drang mitten in seine Seele. Es war lockend, lasziv, verführerisch, betörend. Es brachte »Frühling für alle Zeit«, um noch einmal aus der chinesischen Poesie zu zitieren.

Wenn er sie besuchte, begrüßte sie ihn: »Hallo Anton. Wie geht's?« Sie war gänzlich unfähig seinen Nachnamen auszusprechen, denn ein Es-Ce-Ha mit anschließendem Rachen-Är war in einem chinesischen Mund genauso wenig möglich wie ihr Name